

Anja Mertens

# Waldwandel

Von einer, die auszog,  
auf dem Lande zu leben

NEUE  ERDE

# 1

## Nichts ist mächtiger als eine Idee, deren Zeit gekommen ist.

Victor Hugo

Wer weiß schon, wann eine Idee geboren wird. Vielleicht tritt sie so spontan auf wie eine Mutation, zufällig und ziellos, als Wagnis geschaffen, dazu bestimmt, entweder verworfen zu werden oder siegreich aus der Erprobungsphase hervorzugehen und Neues zu ermöglichen. Vielleicht bedarf es aber auch einer langen stillen Entwicklung, deren Beginn weit in die Vergangenheit zurückreicht, die beinahe unbemerkt verläuft, um dann unversehens hervorzubrechen und als Eingebung scheinbar aus dem Nichts aufzutauchen.

So mag der Same für die Entwicklung, die mir nun, an ihrem Endpunkt angekommen, einen Umzug aufs Land so verlockend, ja geradezu notwendig erscheinen ließ, bereits in meiner Kindheit gelegt worden sein, als ich im Grundschulalter ein eigenes Beet bekam, das ich hingebungsvoll pflegte und dem ich mich in heute kaum noch nachvollziehbarer Weise verbunden fühlte. In seiner Mitte stand ein Kirschbaum und darunter eine kleine Holzbank. Ich kannte die Namen der Blumen, die ich pflanzte, und hatte zu jeder einzelnen eine persönliche Beziehung. Wenn ich auf der Bank saß, geborgen unter dem Baum, war dieses Stückchen Erde mein zweites Zimmer. Später, im großen Schrebergarten meiner Eltern, durfte ich Zwerghühner halten, die zutraulich wurden. Sie lebten auf einem großen umzäunten Gelände, auf dem ein massiver, gelb gestrichener Schuppen stand, in dem sich ihre Nester befanden. Dort hinein legten sie ihre etwa pflaumengroßen Eier, deren Schale zwischen creme und matt-grau variierte und deren Geschmack unübertrefflich war.

Bücher haben feste Preise.  
1. Auflage 2017

Anja Mertens  
*Waldwandel*

© Neue Erde GmbH 2017  
Alle Rechte vorbehalten.

Titelseite:  
Foto: AVN Photo Lab/shutterstock.com  
Illustration: Johanna Lentz  
Gestaltung: Dragon Design, GB

Satz und Gestaltung:  
Dragon Design, GB  
Gesetzt aus der ITC Galliard

Gesamtherstellung: Appel & Klinger, Schneckenlohe  
Printed in Germany

ISBN 978-3-89060-723-8

Neue Erde GmbH  
Cecilienstr. 29 · 66111 Saarbrücken  
Deutschland · Planet Erde  
www.neue-erde.de



Lange Zeit waren diese mühelos in meine Kinderhand passenden Gebilde für mich die Hühnereier schlechthin und die großen Exemplare ihrer auf erfolgreiche Produktion gezüchteten Schwestern nur ein trauriger Abklatsch. Hin und wieder brüteten die Hennen ein Gelege aus, und das war für uns Kinder eine besondere Zeit. Dann ließen wir uns gern mit einer kleinen Aufgabe in den Garten schicken, um die entzückenden Knäuel dabei zu beobachten, wie sie nach Insekten schnappten oder hektisch hinter ihrer Mama herrannten, um überall dort eifrig zu picken, wo es ihnen von der Glucke vorgemacht wurde.

Mein dickes graues Huhn »Susi« wurde besonders zahm und ließ sich streicheln, herumtragen und mit Leckereien füttern. Mit ihm saß ich auf der Veranda unserer Laube, die mit Heu und Gartengeräten angefüllt war, und träumte davon, hier leben zu können – mit meinem Huhn in meinem Haus und meinem eigenen Garten. Mein größter Wunsch war, dort einmal im Heu zu schlafen.

Nicht nur die Hühner begleiteten meine Kindheit. Auch Kaninchen gehörten zu meinem Alltag. Wir Kinder wurden losgeschickt, für die nimmersatten Nager, die einem nach Ansicht meines Vaters die Haare vom Kopf fraßen, Löwenzahn, Wegerich, Klee und Gras zu pflücken. Die Arbeit langweilte uns, aber wir waren stolz, als unsere Geschicklichkeit zunahm und unsere Kinderhände zupacken und das Kraut mit einer geschickten Drehung des Handgelenks abrupfen konnten, ohne die Wurzel mit herauszureißen. Noch heute meine ich, das Gras in meinen Händen zu spüren, wenn ich das Bild heraufbeschwöre. Und auch damals waren wir spätestens dann mit der Mühe versöhnt, wenn wir den großen Korb in das Gehege kippten und die Kaninchen angehoppelt kamen und ein Halm nach dem anderen in den weichen mümmelnden Kaninchenmäulern verschwand.

Neben den Haustieren gehörten auch die Kleintiere in Feld und Wald zu der lebendigen Umgebung, die meine Kindheit ausmachte. Ich fing in dem Flüsschen, das in der Nähe unseres Hauses verlief, Neunaugen und Stichlinge, setzte sie im Garten in große Wasserbecken und fütterte sie nicht nur mit allen möglichen Insekten, sondern auch mit Ameisenlarven, die ich unter den Gehwegplatten

suchte, wo sie in sauberen Häufchen in ihren Kammern lagen und von fleißigen Arbeiterinnen geschützt wurden, die sie hektisch wegtrugen, bevor meine Ausbeute zu groß wurde.

Mückenlarven waren eine andere begehrte Nahrung für meine Fische. Sie reiften in unseren Regentonnen heran, und es verlangte Schnelligkeit und Geschick, sie mit einem Netz aus dem Wasser zu fischen, da sie bei der leisesten Bewegung auseinanderstoben und, mit ihrem Körper wild hin und her schlagend, zum Grund des Wassers flüchteten. Erst nach einer Weile ließen sie sich kerzengerade wieder hochtreiben, um sich in einer letzten Drehung kopfunter mit ihrem am Hinterleib befindlichen winzigen Schnorchel an der Wasseroberfläche zum Atmen aufzuhängen.

In jedem Frühjahr suchte ich Froschlaich und verfolgte gespannt die Verwandlung der schwarzen Punkte in der Mitte ihrer gallertigen Hülle zu winzigen Kaulquappen, die frei im Wasser umherschwimmend bald Beine ausbildeten und an Land krochen.

Die Frösche versorgte ich mit Insekten, die ich in einem Kescher fing und zu ihnen setzte oder an einem kleinen Stöckchen vor ihren Augen tanzen ließ, bis die lange klebrige Zunge hervorschoss, um sie sich einzuverleiben. All die verschiedenen Lebenswelten faszinierten mich, und in der Erinnerung war jeder Sommer angefüllt mit Sonnenschein, Geheimnissen, Abenteuern und Entdeckungen, als hätte es im Haus verbrachte Nachmittage gar nicht gegeben.

Einmal im späten Herbst fand ich bei der samstäglichen Aufgabe, den schmalen Streifen vor unserer Gartenmauer zu jäten und zu harken, eine Schmetterlingspuppe, legte sie neugierig in ein als Terrarium zurechtgemachtes Einmachglas und wartete gespannt auf meinen Schmetterling. Ich schmiedete Pläne, um ihn auch im Winter ernähren zu können, und malte mir dann in herrlichsten Farben aus, wie ein in unserem Kinderzimmer frei herumflatternder bunter Falter sich auf gekaufte Blumen oder mit Zuckerwasser getränkte Papierblumen setzte.

Das Tier schlüpfte, und es war auch tatsächlich ein Schmetterling, aber leider das in meinen Augen sehr gruselige nächtliche Pendant: ein dicker brauner Nachtfalter, zu dem die landläufige Bezeichnung

Motte gut passte. Der Traum vom winterlichen Sommerglück war jäh zerplatzt und ich um eine Erfahrung reicher.

Ein anderes Mal brachte mir mein Vater einen aus dem Nest gefallenen Dompfaff mit. Ich päppelte ihn auf, und einen Sommer lang hatten wir eine symbiotische Beziehung. Er war auf mich geprägt, und wo ich war, wollte auch er sein. Mutterstelle an diesem kleinen Wesen zu vertreten, machte mich stolz und glücklich. Dennoch hatte ich, als er irgendwann wegflog, noch lange das schmerzhafte Gefühl, ihm nicht ausreichend gerecht geworden zu sein und ihn irgendwie enttäuscht zu haben.

Einige Sommer danach zog ich eine Dohle groß, die mich beim Radfahren begleitete und über mir ihre Kreise flog, bevor sie sich wieder auf meiner Schulter niederließ. Beinahe kam ich mir vor wie ein Falkner zu Pferde und fühlte mich bei meinen »Ausritten« herrlich frei und wild. Im Laufe der Zeit wuchsen Kraft und Selbstbewusstsein meiner Dohle, und die Vehemenz, mit der sie ihre Anhänglichkeit zeigte, nahm maßlose Züge an. Keine Minute wich sie von mir, so dass ich, als sie sich im Herbst einem Schwarm anderer Dohlen anschloss und verschwand, ebenso enttäuscht wie erleichtert war.

Früh lernte ich, dass nichts von Dauer ist und Verluste zum Leben gehören. Ich übte mich im Abschiednehmen und Trauern. Das entmutigte mich aber nicht, sondern spornte mich an, auch das vergängliche Glück immer wieder zu suchen. Und so war ich weiter Nachmittage lang unterwegs zu den Wundern im Wald, in Bächen und Tümpeln.

Es war eine Kindheit, die man im Rückblick gern als heil bezeichnet und die einen schier unerschöpflichen Schatz an Bildern birgt, die an den Wendemarken des Lebens geeignet sind, unbemerkt Rat zu geben. Das, was mir daher als spontane Eingebung erschien, wie ich ganz persönlich auf die immer dringlicher werdenden Fragen, denen wir Menschen des 21. Jahrhunderts gegenüberstehen, antworten könnte, war vielleicht nur Endpunkt eines lange währenden Prozesses, der nun in dem Wunsch mündete, auf dem Land ein einfacheres Leben zu beginnen. Ich stellte mir vor, fern der Stadt mehr Distanz zwischen mich und die dort vorherrschende Verbraucher-

mentalität zu bringen, mit der wir eine Wirtschaft unterstützen, die längst das Wohl des Menschen aus den Augen verloren hat. Allein die Zustände in Landwirtschaft und Tierhaltung sind von einer solchen Skrupellosigkeit geprägt, dass man schockiert sein muss, wie klaglos wir solche Machenschaften hinnehmen. Und das ist nur einer der vielen Wirtschaftsbereiche, deren ursprünglicher Sinn und Nutzen verlorengegangen, um sich nun gegen die Menschen zu richten und nur noch der Bereicherung einiger Weniger zu dienen.

Welche Macht räumen wir anderen über uns ein und wie verletztlich sind wir bereits jetzt? Marionetten einer globalen Wirtschaft, deren Zweck allein darin besteht, den Karren durch nicht hinterfragten Konsum in allen Lebensbereichen am Laufen zu halten. Mit einem Umzug aufs Land hoffte ich, meine Unabhängigkeit und Selbständigkeit durch die Bewirtschaftung eines eigenen Stückchen Bodens wenigstens teilweise zurückzuerobern und dem Klammergriff der beschleunigten modernen Lebensführung zu entkommen, der die Besinnung auf das, was wirklich wichtig ist, so schwer macht. Aber auch die Erkenntnis, dass wir nicht nur Opfer sind, die von höheren Mächten in ihre unrühmlichen Rollen gedrängt werden, sondern mit der willfährigen Preisgabe wichtiger praktischer Fähigkeiten unseren Anteil leisten, trieb mich an. So hatten noch meine Eltern mit großer Selbstverständlichkeit ihre Gemüsebeete bestellt, Hühner und Kaninchen gehalten, eingemacht, gekocht, gebacken, genäht, gebaut und repariert. Ich wusste nicht einmal mehr, wie und wann man Möhren sät oder Kartoffeln in die Erde bringt. Ich kannte mich nicht mit Wildpflanzen aus und ahnte nichts von den Tücken der Hühnerhaltung.

Sollte das Fundament unserer Gesellschaft weitere Risse bekommen, unter uns zusammenbrechen und der gewohnte Zustrom von Waren und Dienstleistungen einmal ausbleiben, wäre ich, von dem fehlenden Stück Boden einmal abgesehen, nicht einmal mehr in der Lage, meine Nahrung zu erzeugen und einen Teil der sonstigen Versorgung zu gewährleisten. Dann würde es denen gut gehen, die noch über elementare Kompetenzen verfügen, um sich ihr Leben selbständig einzurichten.

# 2

## **Das Leben ist nicht ein Problem, das gelöst, sondern ein Geheimnis, das gelebt werden muss.**

Thomas Merton

Wir leben in einer Gesellschaft, deren Menschen im Begriff sind, das Fragen zu verlernen. Die Welt wird nicht mehr als Mysterium erfahren, sondern als vermessen Land. Die Wissenschaft produziert Tatsachen und Weltbilder in Serie, streut sie unters Volk, dem vorbehalten bleibt, dieses Wissen gläubig anzunehmen. Die Schule leistet ihren Teil bei den abhängigen und formbaren jungen Menschen. Kinder lernen Fakten auswendig und halten sie abrufbereit. Für intuitives Erkennen von Zusammenhängen und selbstbestimmtes Erarbeiten von Wissensgebieten fehlt Raum und Zeit. Das betraf schon mich; wie viel mehr betrifft es die Schüler heute, die die Angst, den Anschluss zu verpassen, mit der Muttermilch aufgesogen haben und die sie mit dem einzig legitimen Mittel des Wettstreits um die besten Abschlüsse abwehren.

Das sind Bedingungen, die die Freude am Lernen erschweren und es dem Lehrer nicht leichtmachen, sich frei von Anforderungen seinerseits neugierig auf den Schüler einzulassen, um ihn dort abzuholen, wo er steht, und ihn da hinzuführen, wo es ihn hinzieht. Das ganz persönliche Potential, mit dem jeder auf die Welt kommt und das voller Wunder und Überraschungen steckt, hat dem Erwachsenen ebenso viel zu erzählen wie dieser ihm, aber ein starrer Lehrplan und Leistungsdruck machen es beinahe unmöglich, den Reichtum einer lebendigen und liebevoll zugewandten Lehrer-Schüler-Beziehung zu

erleben. Das ist eine Kränkung für beide Seiten, die insbesondere auf Seiten der Schwachen zu tiefen Verletzungen führen kann.

Wie Schiller in seinem zweiten Brief »zur ästhetischen Erziehung des Menschen« schreibt:

»Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.«

Wenn damals der Gedanke des Nutzens aber noch als außerhalb von uns stehend erlebt wurde, so ergreift er inzwischen unsere ganze Person. Wir selber sind zum Nutzen und zur Ware des globalen Marktes verkümmert und damit das einzige Lebewesen, das sich vermarktet, um seine Existenz zu rechtfertigen, statt sein Dasein als Geschenk anzunehmen, das außer der mutigen Lebensvollziehung selbst keine Gegenleistung erfordert. Nach Sinn und Zweck eines auf das Prinzip des Nutzens ausgerichteten Lebens fragt niemand mehr.

Darauf programmiert, klaglos anzunehmen, was andere uns vorsetzen, verlernen wir mit dem Fragen auch mehr und mehr das Zweifeln. Wir sind gebildet, aber nicht klug, schon gar nicht weise – eine Welt voller unmündiger Wesen, die leicht zu ängstigen sind und denen man alles aufschwätzen kann.

Die gesellschaftspolitisch gewünschte Sozialisation hatte auch bei mir ihre Wirkung nicht verfehlt, und so war mir mit achtzehn Jahren die Welt sehr eng geworden. Neugier und Begeisterung waren verschüttet, Zielstrebigkeit und Pragmatismus bahnten sich den Weg. Die Zeilen aus Rilkes »Der Panther« berühren mich noch heute, aber damals gaben sie genau wieder, wie ich mich fühlte:

*Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe  
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.  
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe  
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

*Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,  
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,  
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,  
in der betäubt ein großer Wille steht.*

Mehr hilflos als zielstrebig brach ich aus, verließ die Kleinstadt und zog nach Berlin. Eine Stadt, die so schmutzig und laut war wie überbordend lebendig und entwaffnend ehrlich. Eigenschaften, die in unserer Kleinstadt nicht opportun waren und die mich aus dem fremd- und selbstgeschnürten Korsett der Erwartungen und Zwänge befreiten. Hier wurde ich gegen den Strich gebürstet und übernommene Ansichten wie totes Fell weggefegt. Ich genoss die vielen Facetten dieser Stadt, die sinnbildlich überall die eigenen Tiefen und Untiefen abbildeten, liebte die unzähligen Wahlmöglichkeiten, die inspirierenden Vorbilder unterschiedlicher Lebensentwürfe und machte meine ersten Gehversuche in der Welt der Erwachsenen.

Später lebte ich noch zehn Jahre in Hamburg und fand mich dort zufällig in einem kleinen wohlhabenden Stadtteil wieder. Die Leute dort kannten sich durch die Kinder oder den Sportclub und waren bemüht, allen ihre kleine heile Welt zu präsentieren, die durch das, was man besaß, und durch die berufliche Position, die man innehatte, definiert war. Die Welt wurde schwarz-weiß gezeichnet, und außer typischen Wohlstandsproblemen hatte man keine Schwierigkeiten zu haben. Wie viel ganz normale Menschlichkeit hinter all dem lag, erkannte man erst, wenn man den Menschen näherrückte. Die Ähnlichkeiten mit meiner kleinen Geburtsstadt drängten sich mir auf, dennoch war auch hier die Atmosphäre von einer anderen Leichtigkeit geprägt, als ich sie von dem Ort meiner Kindheit erinnerte, und so konnte ich mir lange ein anderes als ein Großstadt-leben nicht vorstellen.

Wann also aus dem flüchtigen Gedanken, aufs Land zu ziehen, ruhiger zu leben, mehr Selbstbestimmung zu wagen und Abhängigkeiten abzuschütteln, ein Wunsch wurde, der groß genug war, um aus den vielen, jedem vom Schicksal vor die Füße geworfenen Angeboten dieses eine wahrzunehmen und zu sagen »ich will«, weiß ich nicht mehr. Aber dass mein Mann nach noch mehr Berliner Jahren als ich sehr schnell angetan war und bereit mitzumachen, schien eines dieser Zeichen zu sein, die sich mehren, wenn man sich mit seiner Idee im Geist der Zeit befindet.